

NANCY ATHERTON

# TANTE DIMITY

und das geheimnisvolle Erbe



# Inhalt

Cover

Über dieses Buch

Über die Autorin

Titel

Impressum

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

Kapitel 23

Kapitel 24

Kapitel 25

Epilog  
Beths Haferflockenplätzchen

# Über dieses Buch

Lori Shepherd ist frisch geschieden und pleite. Als auch noch ihre geliebte Mutter stirbt, glaubt sie vollends den Boden unter den Füßen zu verlieren. Da erhält sie die Nachricht von einer Anwaltskanzlei: Lori soll das Erbe ihrer Tante Dimity antreten. Hat es Tante Dimity, die Figur aus den Gutenacht-Geschichten ihrer Kindheit, wirklich gegeben? Zusammen mit dem jungen Anwalt Bill Willis macht sich Lori auf den Weg nach England und findet in dem kleinen Dörfchen Finch Tante Dimitys Cottage, ihr ungewöhnliches Erbe - und das größte Abenteuer ihres Lebens.

# Über die Autorin

Nancy Atherton ist die Autorin der beliebten „Tante Dimity“ Reihe, die inzwischen über 20 Bände umfasst. Geboren und aufgewachsen in Chicago, reiste sie nach der Schule lange durch Europa, wo sie ihre Liebe zu England entdeckte. Nach langjährigem Nomadendasein lebt Nancy Atherton heute mit ihrer Familie in Colorado Springs.

NANCY ATHERTON

**TANTE DIMITY**  
und das geheimnisvolle Erbe

Aus dem Amerikanischen von Christiane Naegele

be   
THRILLED

# beTHRILLED

Digitale Neuauflage

»be« - Das eBook-Imprint von Bastei Entertainment

Dieses Werk wurde im Auftrag der Jane Rotrosen Agency LLC vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, Garbsen.

Copyright © 2016 by Bastei Lübbe AG, Köln

Lektorat/Projektmanagement: Kathrin Kummer

Covergestaltung: Jeannine Schmelzer unter Verwendung von Motiven ©

shutterstock: Alvaro Cabrera Jimenez | Montreeboy

Illustration: © Jerry LoFaro

eBook-Erstellung: 3w+p GmbH, Ochsenfurt

ISBN 978-3-7325-3369-5

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Aunt Dimity's Death« bei Penguin Books, New York.

Copyright © der Originalausgabe 1992 by Nancy T. Atherton

Copyright © der deutschsprachigen Erstausgabe 2006

by RM Buch und Medien Vertrieb GmbH

[www.be-ebooks.de](http://www.be-ebooks.de)

[www.lesejury.de](http://www.lesejury.de)

*Für den schönen Prinzen*



# Kapitel 1

ALS ICH VON Tante Dimitys Tod hörte, war ich fassungslos. Nicht weil sie tot war, sondern weil ich bis dahin nicht wusste, dass es sie gegeben hatte.

Vielleicht sollte ich das erklären.

Als ich ein kleines Mädchen war, erzählte meine Mutter mir gern Geschichten. Sie deckte mich zu, nahm Reginald auf den Schoß und erzählte eine Geschichte nach der anderen, bis mir die Augen zufielen und ich eingeschlafen war. Dann legte sie Reginald neben mich und deckte ihn ebenfalls zu, sodass sein Gesicht das Erste war, was ich morgens beim Aufwachen sah.

Reginald war mein Kuschelhase. Früher hatte er einmal zwei Knopfaugen gehabt, und sein Fell war aus rosa Flanell gewesen, aber in meinen Diensten war er erblindet und grau geworden, bis auf den lila Fleck neben seinem aufgestickten Schnurrbart, der daran erinnerte, dass er einmal meinen Traubensaft probieren durfte. (Er mochte ihn nicht.) Reginald war ungefähr zwanzig Zentimeter groß, und soviel ich wusste, war er am selben Tag wie ich auf die Welt gekommen, denn er war schon immer an meiner Seite gewesen. Reginald war mein Vertrauter und der Kamerad meiner Abenteuer - es war sein Verdienst, dass ich mir nie wie ein Einzelkind vorgekommen war.

Auch meine Mutter fand Reginald recht praktisch. Sie unterrichtete die dritte und vierte Klasse an einer Grundschule im Nordwesten von Chicago, wo wir damals wohnten, und wusste, wie nützlich Hilfsmittel manchmal sein konnten. Wenn ich, die Weltmeisterin im

Trampolinspringen, zur Schlafenszeit einfach nicht zur Ruhe kommen wollte, wandte sie sich einfach an Reginald auf ihrem Schoß. »Also, wenn Lori nicht zuhören will, dann erzähle ich dir eben die Geschichte, Reginald.« Nie verfehlte diese Bemerkung ihre Wirkung.

Meine Mutter wusste, dass ich Geschichten über alles liebte. Sie las mir die üblichen Kindergeschichten vor: *Wie der Elefant seinen Rüssel bekam*, *Pu der Bär*, *Grimms Märchen* und all die anderen klassischen Kinderbücher. Aber meine Lieblingsgeschichten (ebenso wie die von Reginald) waren diejenigen, die sie nicht vorlas, sondern mit ihrer Stimme, mit ihren Händen und ihren Augen erzählte.

Das waren die Geschichten von Tante Dimity. Sie waren die besten; sie erzählte sie, wenn sie mir eine besondere Freude machen wollte, und speziell an jenen Abenden, wenn sie mich auch durch intensives Rückenstreichen nicht zum Einschlafen bringen konnte. Ich muss ein schrecklich ruheloses Kind gewesen sein, denn es gab unzählige Tante-Dimity-Geschichten: *Tante Dimitys Cottage*, *Tante Dimity und ihr Garten*, *Tante Dimity kauft eine Taschenlampe*. Besonders diese letzte Geschichte liebte ich über alles.

Wie schon die Titel vermuten ließen, waren Tante Dimitys Abenteuer weder großartig noch gefährlich. Sie alle spielten in einem unbekanntem Zauberland, wo gewöhnliche Dinge mitunter andere Namen hatten als bei uns und wo Tee eine Art Allheilmittel zu sein schien. Die Geschichten selbst waren jedoch eher alltäglich. Tante Dimity war die normalste Heldin, die mir je begegnet war, und auch ihre Abenteuer waren schrecklich normal. Und dennoch bekam ich nie genug davon.

Eine meiner Lieblingsgeschichten war *Tante Dimity geht in den Zoo*. Ich wollte sie immer und immer wieder hören, bis ich sie selbst hätte erzählen können (was ich jedoch nie tat, denn gerade die Art, wie meine Mutter sie zum Besten

gab, war ja einer der wichtigsten Bestandteile dieser Geschichten).

Die Geschichte fing an: »An einem wunderschönen Frühlingstag beschloss Tante Dimity, in den Zoo zu gehen. Die Osterglocken wiegten sich im Wind, die Sonnenstrahlen tanzten auf den blanken Fensterscheiben, und der Himmel war so blau wie ein Strauß Kornblumen. Und als Tante Dimity in den Zoo kam, entdeckte sie auch den Grund dafür: Hier nämlich hatte sich der Regen der ganzen Welt angesammelt und wartete auf sie. Er hatte sich zu einer großen, schwarzen Wolke zusammengeballt, die über dem Zoo schwebte und nur darauf lauerte, dass Tante Dimity durchs Tor trat.«

Aber ließ Tante Dimity sich davon abschrecken? Niemals! Sie öffnete lediglich ihren großen, verlässlichen Regenschirm, trat dem schlimmsten aller Wolkenbrüche entschlossen entgegen – und fand es großartig. Sie hatte den großen Zoo ganz für sich allein und beobachtete, wie die Tiere mit dem Regen fertig wurden: wie einige sich zurückzogen, bis er wieder aufhörte, und andere nach Herzenslust badeten und herumplanschten und sich die Tropfen aus dem Fell schüttelten. »Als sie alles gesehen hatte, was sie sehen wollte«, fuhr meine Mutter fort, »ging Tante Dimity nach Hause, wo sie sich am Kamin wärmte, ihr leckeres Butterbrot aß und ihren Tee trank. Und als sie an ihren herrlichen Tag im Zoo dachte, strahlte sie übers ganze Gesicht.«

Ich glaube, was mich an Tante Dimity so fesselte, war ihre Fähigkeit, den Unbilden des Lebens ein Schnippchen zu schlagen. Zum Beispiel die Geschichte *Tante Dimity kauft eine Taschenlampe*: Tante Dimity geht »ausgerechnet zu Harrod's«, um eine Taschenlampe zu kaufen. Sie macht jedoch den Fehler, das Kaufhaus am letzten Wochenende vor Weihnachten aufzusuchen, als von oben bis unten ein Riesengedränge herrscht. Die meisten Verkäufer sind Aushilfskräfte, die ihr nicht einmal sagen könnten, wo die

Taschenlampen sind, selbst wenn sie Zeit dazu hätten. Die haben sie aber nicht, weil der Andrang so groß ist, und so kommt Tante Dimity schließlich auch nicht dazu, eine Taschenlampe zu kaufen. Für jeden anderen wäre es ein irritierendes Erlebnis gewesen. Nicht aber für Tante Dimity. Für die war es nur ein weiteres Abenteuer, das mit jedem Stockwerk des Kaufhauses bunter und verrückter wurde. Und am Ende geht sie nach Hause, um sich vor dem Kamin zu wärmen, ihr leckeres Butterbrot zu essen und Tee zu trinken. Und leise in sich hineinzulachen, während sie an ihren Tag bei Harrod's denkt. *Ausgerechnet bei Harrod's.*

Tante Dimity war auf eine sehr normale Art unerschütterlich. Nichts hielt sie davon ab, Spaß zu haben, wo man Spaß haben konnte. Nichts hielt sie davon ab, etwas zu tun, wenn sie es tun wollte. Sie ließ sich von nichts unterkriegen, denn für sie war *alles* ein Abenteuer. Ich war wie verzaubert von ihr.

Später, als ich bereits ein Teenager war, fiel mir auf, dass es zwischen Tante Dimity und meiner Mutter eine gewisse Ähnlichkeit gab. Wie Tante Dimity so konnte sich auch meine Mutter an den kleinen Dingen des Alltags erfreuen. Und genau wie sie hatte auch meine Mutter eine außergewöhnliche Portion an gesundem Menschenverstand mitbekommen. Diese Eigenschaften sind eine kostbare Gabe für jeden, dem sie in die Wiege gelegt werden, für meine Mutter indes sollten sie sich als geradezu überlebenswichtig erweisen. Mein Vater starb kurz nach meiner Geburt, und nachdem die magere Prämie der Lebensversicherung aufgebraucht war, geriet meine Mutter finanziell in ziemliche Bedrängnis.

Sie war gezwungen, unser Haus und den Großteil der Einrichtung zu verkaufen und viel früher wieder als Lehrerin zu arbeiten, als sie es geplant hatte. Es muss schmerzlich für sie gewesen sein, in eine bescheidene Wohnung zu ziehen, aber noch viel schmerzlicher, mich

jeden Morgen bei der Nachbarin im Erdgeschoss abzugeben, bevor sie zur Schule ging. Sie hat es sich nie anmerken lassen. Sie war eine alleinerziehende Mutter, ehe alleinerziehende Mütter von sich reden machten, und sie hat ihre Sache gut gemacht. Mir hat es nie an etwas gefehlt, und als ich beschloss, Chicago zu verlassen, um in Boston aufs College zu gehen, hat sie sofort eingewilligt und auch meinen Weggang verschmerzt. Wenn wir zusammen waren, war sie immer fröhlich, umsichtig und unternehmungslustig. Genau wie Tante Dimity.

Meine Mutter war eine kluge Frau, und Tante Dimity war eines ihrer größten Geschenke an mich. Ich weiß gar nicht mehr, wie oft Tante Dimity mich in ärgerlichen Situationen vor Schlimmerem bewahrt hat. In späteren Jahren, wenn mir etwa eine kurzsichtige alte Dame mit ihrem Einkaufswagen über die Zehen fuhr, brauchte ich nur daran zu denken, wie ein großer, dicker Mann Tante Dimity bei Harrod's auf den Fuß getreten war. Wobei sie sein Gewicht bis auf fünf Pfund genau erraten hatte, denn später ergab sich die Gelegenheit, dass sie ihn nach seinem genauen Gewicht fragen konnte. Bei dieser Szene konnte ich mich immer wieder ausschütten vor Lachen, so oft Mutter sie mir auch erzählte. Wenn ich mich nun daran erinnerte, versuchte ich, die Brillenstärke der alten Dame mit dem gefährlichen Einkaufswagen zu erraten, und obwohl ich es nie fertiggebracht hätte, mir meine Schätzung von ihr bestätigen zu lassen, musste ich bei dem Gedanken doch lachen, anstatt zu schimpfen.

Nach allem, was man mir erzählt hat, muss ich ein recht fröhliches Kind gewesen sein, und die Geschichten von Tante Dimity hatten bestimmt ihren Teil dazu beigetragen. Aber es gibt Zeiten im Leben, wo selbst der vergnügteste Mensch in Stimmungstiefs verfällt. Meine Stimmung sackte schlagartig in den Keller, als ich mich plötzlich in Situationen fand, die es in den Geschichten von Tante Dimity nie gab: als kein Holz für das wärmende Feuer und

keine Butter für das leckere Butterbrot da waren, als all die heiteren Tage plötzlich düster geworden waren. Es waren keine besonderen Ereignisse, es war nichts Dramatisches oder Aufregendes, nichts, was nicht Millionen von anderen Menschen ebenfalls passierte. Aber dieses Mal passierte es mir, und zwar alles auf einmal, ohne Pausen zum Luftholen dazwischen. Ich befand mich in einer Abwärtsspirale, wie sie sich manchmal einfach ergeben. Und plötzlich war gar nichts mehr lustig.

Es fing damit an, dass meine Ehe in die Brüche ging. Nicht einmal auf besonders schmutzige Art und Weise, aber dennoch schmerzhaft. Als wir uns endlich zusammensetzen konnten, um alles zu regeln, wollte ich nur noch eine schnelle, saubere Trennung – und mehr bekam ich auch nicht. Ich hätte noch um Unterhalt oder um meinen Anteil am gemeinsamen Besitz kämpfen können, aber da war ich schon zu müde zum Kämpfen, zu müde, um meinen Platz noch länger zu behaupten. Mehr als alles andere jedoch war mir der Gedanke zuwider, mich von einem Mann ernähren zu lassen, mit dem ich nicht mehr zusammenlebte.

Ich stellte mich darauf ein, dass auch für mich jetzt wohl die unvermeidlichen Wanderjahre anfangen würden, die anscheinend das Schicksal jeder frisch geschiedenen Frau sind, aber mir fehlte jegliche Abenteuerlust. Ich war fast dreißig, hatte wenig Geld, noch weniger Energie und nicht den blassesten Schimmer, was ich jetzt anfangen sollte. Ehe ich mit meinem Mann nach Los Angeles gezogen war, wohin sein Arbeitgeber, eine Steuerberatungsfirma, ihn versetzt hatte, hatte ich in der Bibliothek meiner Uni gearbeitet, in der Abteilung für alte und bibliophile Bücher. Ich zog also zurück nach Boston, aber noch ehe ich dort ankam, hatte meine alte Stelle aufgehört zu existieren – im wahrsten Sinne des Wortes. Die Anlage zur Überwachung der Luftfeuchtigkeit, mit großem Aufwand installiert, um die kostbaren alten Bände zu erhalten, hatte verrückt

gespielt, und der dadurch entstandene Kurzschluss hatte ein Feuer verursacht, das auch die größte Luftfeuchtigkeit nicht mehr hätte löschen können. Die Bücher waren in Flammen aufgegangen und mit ihnen auch meine Aussichten auf einen Job.

In einer anderen Bibliothek eine vergleichbare Stellung zu finden war aussichtslos. Ich hatte keine formale Ausbildung, und der Kurator, der mir mehr beigebracht hatte, als ich in sechs Studiengängen hätte lernen können, war ein rechthaberischer Eigenbrötler. Eine persönliche Empfehlung von Dr. Stanford J. Finderman bewirkte also eher, dass etwaige offene Türen sich einem vor der Nase schlossen. Ich stellte schnell fest, dass der Stellenmarkt für Spezialisten wie mich, noch dazu ohne formale Ausbildung, genauso hoffnungslos war wie mein Optimismus, mit dem ich mir eingebildet hatte, davon leben zu können. Hätte ich gewusst, was die Zukunft für mich bereithielt, dann wäre ich Motorradmechanikerin geworden.

Meine Mutter wollte, dass ich nach Hause käme, zurück in die Sicherheit unserer Wohnung in Chicago, aber davon wollte ich nichts wissen. Die einzige mütterliche Zuwendung, die ich annahm, waren regelmäßige Lieferungen selbstgebackener Plätzchen, mit Federal Express geschickt und so verpackt, dass sie auch eine Atomexplosion überlebt hätten. Ich habe nie durchblicken lassen, wie oft diese Plätzchen das Einzige waren, das meinen knurrenden Magen besänftigte.

Bis meine Scheidung rechtskräftig war, wohnte ich bei einer Freundin vom College, Meg Thomson. Sie machte mich mit der wunderbaren Welt der Zeitarbeit vertraut, und kaum war ich bei einer seriösen Firma in Boston registriert, suchte ich mir eine eigene Bleibe. Fortan gehörte ich zu der ständig wachsenden Zahl der »Großstadtpioniere«, und zwar deshalb, weil die einzigen Wohnungen, die ich bezahlen konnte, eben in jenen

berüchtigten Gegenden lagen, die von den Maklern schönfärberisch als »Randgebiete« bezeichnet werden.

Ich kann auch bestätigen, dass niemand so arm ist, dass nicht ein noch Ärmerer versuchen würde, ihn zu bestehlen. Zwei Wochen nach meinem Einzug wurde meine Wohnung verwüstet. Als der Einbrecher sah, dass ich auch nicht mehr besaß als die anderen Nachbarn, muss er einen Wutanfall gehabt haben. Beim Nachhausekommen fand ich einen Haufen zerrissener Kleidung vor, meine Möbel waren zertrümmert, und was ich an Essensvorräten gehabt hatte, klebte als bunter Regenbogen an den Wänden.

Es war ziemlich deprimierend, aber am schlimmsten war der Anblick Reginalds. Der treue Gefährte meiner Kindheit war vom Watteschwanz bis zum Schnurrbart aufgeschlitzt, seine Füllung war herausgerissen und im Zimmer verstreut. Ich brauchte drei Tage, bis ich sein rechtes Ohr gefunden hatte. Mir war so übel, dass ich es nicht geschafft hatte, ihn zu reparieren. Ohnehin wusste ich, dass meine ungeschickte Näherei auch nie die feinen, winzigen Stiche ersetzen konnten, denen er sein langes, abenteuerliches Häschenleben zu verdanken hatte. Daher legte ich ihn, so wie er war, in einen Schuhkarton. Am vierten Tag nahm ich den Schuhkarton und zog aus. Es war der Auftakt zu einer langen Reihe von Umzügen in Behausungen verschiedenster Art, die, wenn sie auch nicht direkt elend zu nennen waren, so doch weit von dem entfernt, was ich in meinem früheren Leben gewohnt war. Im April desselben Jahres fand ich durch eine Anzeige einen Platz in einer Wohngemeinschaft mit zwei anderen Frauen in einer ruhigen Straße in West Somerville. Gerade als ich anfing, mich heimisch zu fühlen, starb meine Mutter.

Es kam ohne Vorwarnung. Der Arzt sagte mir, sie sei friedlich im Schlaf gestorben, was mich ein wenig tröstete, aber nicht genug. Ich hatte das Gefühl, ich hätte bei ihr sein müssen, dass ich etwas hätte tun müssen, irgendetwas, um ihr zu helfen. Bis dahin war ich nach jeder

Niederlage immer wieder ohne größere Blessuren auf die Beine gekommen, aber dieser Schlag streckte mich nieder.

Ich flog sofort nach Chicago. Um die Beerdigung brauchte ich mich nicht zu kümmern, meine Mutter und Pater Czerczinski hatten für alles gesorgt.

Viele ihrer ehemaligen Schüler kamen zur Trauerfeier in der St.-Bonifatius-Kirche, jeder von ihnen wusste eine Geschichte zu erzählen oder hatte eine liebevolle Erinnerung an sie. Zwischen den zahlreichen Blumen steckte ein Strauß weißer Flieder, der ohne nähere Angabe des Absenders in England bestellt worden war. Ich sah ihn lange an und dachte über die vielen Menschenleben nach, die meine Mutter mit geformt hatte und über die ich nichts wusste.

Meine Mutter hatte auch veranlasst, dass die Heilsarmee ihre Möbel und Kleider abholen würde. Sie wusste nur zu gut, dass ihre geniale Tochter weder Platz dafür haben würde noch das nötige Geld, um die Sachen einzulagern. Ich verbrachte eine Woche in ihrer Wohnung, um ihre restlichen Habseligkeiten einzupacken – Andenken, Fotoalben, Bücher – und eingegangene Rechnungen zu bezahlen. Sie hatte gerade genug Geld hinterlassen, dass es für die Beerdigungskosten reichte und ich samt meiner Habe wieder nach Boston zurückfahren konnte, viel mehr war nicht übrig. Ich war weder überrascht noch enttäuscht. Grundschullehrerinnen werden mit Liebe und Zuneigung bezahlt, die ihnen entgegengebracht werden, nicht mit Geld, und ich hatte nie erwartet, etwas zu erben.

Als ich zurückkam, nahm ich so viel Arbeit an, dass ich jeden Tag Überstunden machte, und das nicht nur aus finanziellen Gründen. Erschöpfung ist ein wunderbares Schmerzmittel, sie betäubt die Gefühle und hält vom Denken ab, und ich wollte nicht denken. Die Monate verschwammen ineinander. Ich vernachlässigte meinen Freundeskreis, hörte auf, Briefe zu schreiben, und sprach kaum noch mit Kolleginnen und Mitbewohnerinnen. Als

sich im April mein Einzug in die Wohngemeinschaft jährte, sprach ich nur noch mit Meg Thomson, aber nur, weil *sie* den Kontakt aufrechterhielt, ich bemühte mich nicht darum. Und selbst ihr gelang es nicht, mich dazu zu bringen, über den Tod meiner Mutter zu sprechen. Hatte ich von einer Abwärtsspirale gesprochen? Sie drehte sich inzwischen so schnell abwärts, dass sie kurz davor war, sich in die Erde hineinzubohren.

Und dann bekam ich den Brief, in dem man mir mitteilte, dass Tante Dimity gestorben sei.



## Kapitel 2

ES WAR DER krönende Abschluss eines perfekten Tages. Das Aprilwetter hatte sich bisher von seiner schlechtesten Seite gezeigt, und ich hatte gerade wieder eine Woche in einer neuen unbekanntenen Firma überlebt, wo ich mich mit einer neuen, futuristisch anmutenden Telefonanlage herumschlagen (man stelle sich den Kontrollraum im Kennedy Space Center vor) und einen neuen, dynamischen Managerstil über mich ergehen lassen musste (»Guten Morgen! Uuund?? Sind wir alle frisch und munter an diesem neuen, wun-der-ba-ren Tag?«). Ich war seit sechs Uhr morgens unterwegs und hatte auf das Mittagessen verzichtet, um mit der Ablage fertig zu werden, als man mir mitteilte, dass man mich am Nachmittag nicht brauchte, weil der Chef Geburtstag hatte und das Büro um drei Uhr schließen würde. Einen ziemlich mageren Scheck in der Hand, schleppte ich mich in dem kalten, mit Schnee vermischten Nieselregen nach Hause. Mir graute vor den leeren Stunden, die jetzt vor mir lagen, und ich fragte mich, wie viele dieser wun-der-ba-ren Tage ich noch würde aushalten können.

Als ich ankam, war die Wohnung verwaist, so wie sie es fast immer war. Die eine Mitbewohnerin machte gerade ein Praktikum, die andere studierte Medizin und hatte Bereitschaftsdienst, und so war ich aufgrund der unkonventionellen Arbeitszeiten der beiden meist allein in der Wohnung, was mir durchaus recht war.

Es war zwar nicht das Ritz - nein, nicht mal ein Mittelklassehotel -, aber diese Art zu wohnen kam mir

zurzeit am meisten entgegen. Mein Mobiliar bestand aus einer Matratze auf dem Fußboden, einem geliehenen Kartentisch, einem Stuhl, den ich vom Sperrmüll gerettet hatte, und einer Holzkiste, auf der meine einzige Lampe stand. Reginalds Schuhkarton stand im Einbauschränk, aber meine Kleidung lagerte noch immer in den Kartons, die ich bei all meinen Umzügen verwendet hatte. Das sparte Zeit beim Packen. Die wenigen Sachen meiner Mutter, die ich behalten hatte, waren noch immer verpackt, so wie sie aus Chicago angekommen waren; die Kartons standen aufgereiht an der Wand.

Ich knipste das Licht im Flur an, zog meine nassen Turnschuhe und die Jacke aus und griff nach meiner Post, die im Korb auf dem Tischchen im Flur lag. Ich zog mir trockene Jeans und ein weites Flanellhemd an und sah die Post durch, wobei ich mich innerlich schon auf die gewohnten Mahnungen der verschiedenen Kreditkartenfirmen einstellte, die nicht viel von meiner unregelmäßigen Zahlungsweise hielten. Abgesehen von Werbebriefen war es die einzige Art von Post, die ich seit dem Tod meiner Mutter erhielt.

Der unbedruckte Briefumschlag, der sich da zwischen all den Rechnungen verbarg, war wahrscheinlich wieder so ein unwiderstehliches Sonderangebot, und ich betrachtete es misstrauisch. Genau was ich brauchte: vielleicht die Einladung, einen Timeshare-Anteil an einer Wohnung auf den Bermudas zu erwerben, wobei meine einzige Beziehung zu den Bermudas wohl die Bermudashorts bleiben würden, die ich am vergangenen Wochenende auf dem Flohmarkt gekauft hatte.

Stattdessen enthielt der Umschlag einen Brief von einer Rechtsanwaltskanzlei, deren eleganter Namenszug auf dem Briefkopf prangte: *Willis & Willis*. Das wär's also, dachte ich, und mir wurde ein wenig flau im Magen. Die Kreditkartenfirmen verklagen mich. Was würden sie

machen, meine Matratze pfänden? Mit gemischten Gefühlen las ich weiter.

In höflichen, gesetzten Worten entschuldigte man sich, dass man mich erst jetzt erreicht habe, was sich dadurch erkläre, dass man etwas Mühe gehabt habe, meine augenblickliche Adresse ausfindig zu machen (was mich nicht überraschte, da ich im letzten Jahr sechs Mal umgezogen war). Willis & Willis fuhren fort, indem sie mir erklärten, dass sie mich leider über das Ableben von Miss Dimity Westwood informieren müssten, die mir zweifellos als Tante Dimity bekannt sei. An dieser Stelle verschwanden sämtliche Gedanken an Kreditkartenfirmen und Werbebriefe, und ich musste mich schnell setzen.

Tante Dimity? Tot?

Ich war tatsächlich wie vom Schlag getroffen. Nein, mehr noch, ich war zu Tode erschrocken. Soweit ich mich erinnern konnte, hatte ich niemals jemandem von Tante Dimity erzählt. Sie hatte mir und meiner Mutter gehört und war viel zu kostbar, um irgendjemanden an ihr teilhaben zu lassen, außer Reginald natürlich. Aber der war nicht im Stande gewesen, mit Anwaltskanzleien über sie zu sprechen. Schnell überflog ich den Rest des Briefes.

Willis & Willis würden sich freuen, wenn ich so bald wie möglich in ihrer Kanzlei vorsprechen würde, um eine Angelegenheit zu besprechen, die in meinem Interesse sei. Es sei nicht nötig, einen Termin zu vereinbaren, man würde mich jederzeit empfangen. Mit tief empfundenem Beileid verblieben sie, stets zu meinen Diensten, William Willis etc.

Ich legte den Brief auf den Kartentisch und starrte ihn an. Das Briefpapier war wirklich. Die Worte darauf waren es auch. Aber vollkommen unwirklich erschien mir die Botschaft, die sie enthielten. »Also, Reginald?«, sagte ich mit einem Blick auf die Schranktür. »Was hältst du davon? Ziemlich verrückt, was?«

Ich erwartete keine Antwort. Seit langem schon hatte ich mir überlegt, dass der Tag, an dem Reginald anfangen

würde, mir zu antworten, der Tag sei, an dem ich mich freiwillig in die nächste Klapsmühle begeben würde. Aber andererseits war gerade eine Märchengestalt aus meiner frühen Kindheit aufgetaucht und hatte mir auf die Schulter getippt. Wenn ich richtig hinhörte, würde ich Reginald vielleicht ebenfalls reden hören.

Ich las den Brief noch einmal, diesmal ganz langsam. Dann begutachtete ich ihn aus fachmännischer Sicht. Das Papier war cremefarben, dick und schwer. Wenn man es gegen das Licht hielt, erkannte man seine Qualität am Wasserzeichen und an den Linien, die sich quer darüber zogen. Der Brief war nicht mit einem modernen Drucker ausgedruckt worden, sondern er war mit einer richtigen Schreibmaschine geschrieben und mit einem richtigen Füllhalter unterschrieben. Ich hatte den Eindruck, dass Willis & Willis beabsichtigt hatten, dass ich dies bemerke; man wollte mir zeigen, dass ich ihnen mehr Anstrengung wert sei als das übliche Maß an computergestützter Routine. Ich fragte mich, ob die allerbesten Anwaltskanzleien vielleicht bis heute immer noch Schreiber beschäftigten, nur um die Korrespondenz mit den allerwichtigsten Klienten handschriftlich zu führen und damit ihre besondere Sorgfalt unter Beweis zu stellen.

Bestimmte Satzteile schienen hervorzuspringen, als ob sie fett gedruckt seien. Miss Dimity Westwood. Kein Termin notwendig. William Willis. Und, was am interessantesten war, diese »Angelegenheit, die in Ihrem Interesse ist«, über die zu sprechen sei. Es kam mir seltsamer und seltsamer vor. Ich sah auf meine Uhr, sah nochmals auf den Brief und sah dann die Schranktür an.

»Ach was, Reginald«, sagte ich. »Schließlich habe ich heute Nachmittag ja nichts vor. Und, wie Tante Dimity gesagt hätte, es ist ein Abenteuer.«

Wie es bei vielen Abenteuern der Fall ist, fing auch dieses nicht so an, wie ich es vorgehabt hatte. Die Anwaltskanzlei

war einige Straßen südlich des Postplatzes, und ich hatte mir gerade die Busverbindung dorthin überlegt. Es war nicht schlimm – einmal umsteigen und eine kurze Strecke zu Fuß, insgesamt nicht mehr als eine Stunde, wunderbar. Aber natürlich hatte ich noch nicht aus dem Fenster gesehen.

Ich weiß nicht, was an einem Schneesturm im April das Schlimmere ist: die Tatsache, dass der Schnee so nass und matschig ist, oder die Tatsache, dass es schon April ist. Kein Wunder, dass man ihn den schrecklichsten Monat nennt. Für die Busfahrt und die kurze Strecke zu Fuß brauchte ich zwei Stunden, in denen ich mich durch schneidenden Wind, prasselnden Hagel und knöcheltiefen Schneematsch kämpfte. Im zweiten Bus funktionierte außerdem die Heizung nicht. Hätte ich über genügend warme Winterkleidung verfügt, dann hätte ich alle Widrigkeiten nur achselzuckend zur Kenntnis genommen, aber ich hatte gerade lange genug in Los Angeles gelebt, um mich meiner warmen Pullover, meiner Daunenjacke und Schneestiefel zu entledigen, und bisher noch nicht genug Geld verdient, um sie zu ersetzen. Meist machte mir das nichts aus, denn ich hielt mich absichtlich so wenig wie möglich im Freien auf.

Aber diesmal machte es mir etwas aus. Meine dünne Windjacke und meine Turnschuhe waren dem Wetter nicht gewachsen, und als ich Willis & Willis endlich gefunden hatte, war ich bis auf die Haut durchnässt, meine Wangen waren vom Wind blau gefroren, und ich zitterte vor Kälte. Wenn ich nicht Angst gehabt hätte, an Unterkühlung zu sterben, hätte ich es nicht gewagt, wie ein Häufchen Elend die Kanzlei zu betreten.

Was für eine Tür. Man konnte sie nicht gleich sehen, denn zuerst musste man das Tor passieren. Das Tor in der Mauer. Die Mauer, die das Grundstück vom Bürgersteig abgrenzte und eine Messingplatte trug, auf der Name und Adresse in den gleichen Lettern wie auf dem Briefkopf

eingraviert waren. Ich vergewisserte mich mehrere Male, dass dies auch die richtige Adresse war. Dann drückte ich auf den Klingelknopf, wurde von der Überwachungskamera erfasst und tatsächlich, aus welchem Grund auch immer, öffnete sich das Tor, und ich wurde eingelassen. Erst auf halbem Wege sah ich die Haustür.

Sie war das genaue Gegenstück zu dem eleganten Briefpapier: massiv und auf Hochglanz poliert, mit einem Löwenkopf als Türklopfer, der im treibenden Schnee matt glänzte. Der Sturm schien einen Augenblick den Atem anzuhalten, sodass ich diesen goldenen Löwen bewundern konnte und das Haus, über das er wachte.



## Kapitel 3

ES WAR KLAR, dass die Anwaltskanzlei Willis & Willis für Glas und Edelstahl genauso wenig Verwendung hatte wie für Laserdrucker. Das hier war kein Büro, es war ein Herrenhaus. Eine edle, alte Villa, umgeben und überragt, jedoch nicht im Geringsten unterdrückt von den Bürotürmen auf allen Seiten. Weiß der Himmel, wie dieses Haus hierhergekommen war, und erst recht, wie es hier überlebt hatte. Aber es war hier – eine Oase voller Charme und Würde inmitten einer Wüste aus Stahlbeton.

Na toll, dachte ich. Willis & Willis und das kleine Streichholzmädchen treffen aufeinander. Ich stolperte die Stufen hinauf und ergriff den glänzenden Löwenkopf. Dabei war mir völlig klar, dass ich aussah wie etwas, das nicht einmal eine selbstbewusste Katze ins Haus zerren würde.

Nach zweimaligem Klopfen erschien ein etwas zerknittert aussehender Mann an der Tür. Er war etwa Mitte dreißig, hatte einen kurzen, sauber gestutzten Bart und trug ein ausgebeultes Tweedjackett und Kordhosen. Wenn ich einen Sinn fürs Dramatische gehabt hätte, dann hätte ich diesen Moment gewählt, um ohnmächtig in seine Arme zu sinken – er war ein stattlicher Mann und sah aus, als könne er damit ganz gut umgehen. Er sah mich sprachlos an, während die Schneeflocken auf seinen Brillengläsern zu kleinen Tropfen schmolzen und mir das eiskalte Wasser von der Nasenspitze tropfte. Dann lächelte er, so plötzlich und so strahlend, dass ich mich unwillkürlich umdrehte, um zu sehen, was ihn so entzückt hatte.

»Hallo«, sagte er mit einer Wärme und Begeisterung, die in dieser Situation völlig übertrieben schienen.

»Hallo«, sagte ich etwas unsicher.

»Sie müssen Lori sein«, sagte er, noch immer strahlend. Meine Antwort war ein erneutes, unkontrolliertes Zittern. Es schien zu genügen. Er öffnete die Tür, und mit einer einladenden Geste forderte er mich auf einzutreten.

»Es tut mir leid, dass ich hier herumstehe, während Sie sich zu Tode frieren. Bitte, kommen Sie rein, kommen Sie rein, und wärmen Sie sich erstmal auf.« Er nahm mich beim Ellenbogen und führte mich ins Foyer. »Geben Sie mir Ihre Jacke. Ich werde dafür sorgen, dass man sie zum Trocknen aufhängt. Bitte, setzen Sie sich doch. Kann ich Ihnen etwas anbieten? Einen Kaffee? Oder Tee?«

»Ein Tee wäre wunderbar«, sagte ich. »Aber wie wussten Sie, wer ich ...«

»Bin gleich zurück«, sagte er kurz und verschwand.

Ich fragte mich, welcher Willis er war, wenn er tatsächlich einer sein sollte (ob wohl ein Willis &/oder Willis seine Tür selbst öffnete?), und warum ein Willis überhaupt so froh sein sollte, dass ich gekommen war. Ich blickte ihm nach, bis er verschwunden war, dann sah ich mich um. Ich hatte es ein Foyer genannt, aber es war viel großartiger, mehr wie eine Empfangshalle mit hoher Decke, mit Ölgemälden an den Wänden und einem riesigen orientalischen Teppich, der bereitwillig das Schmelzwasser aufnahm, das mir aus den Haaren und von Jeans und Schuhen tropfte.

Eine prächtige zweiseitige Treppe schwang sich in großem Bogen um das Sofa mit Gobelinstickerei herum, auf dem ich mit immer noch klappernden Zähnen saß. Vor mir stand ein niedriger Tisch, den eine hohe Vase mit dunkelblauen Schwertlilien schmückte. Ich liebte Schwertlilien, sie waren eine hochwillkommene Erinnerung daran, dass trotz aller Gegenbeweise dort draußen der Frühling nicht mehr weit war. Ein kalter Wassertropfen lief

mir am Hals herunter, aber beim Anblick der Blumen tröstete ich mich damit, dass es eines Tages auch wieder warm sein würde.

Mein Gastgeber räusperte sich. Ich sah auf und bemerkte, dass er einen Arm voll Kleidungsstücke trug – ein Sweatshirt mit Kapuze und eine dazu passende Trainingshose, beides in Dunkelrot. Harvard, dachte ich.

»Bitte«, sagte er, indem er mir die Kleidungsstücke reichte.

Ich sah die Sachen an, ohne zu verstehen.

»Ich dachte, Sie würden vielleicht gern etwas Trockenes anziehen?«, half er nach. »Ich habe diese Sachen immer hier, für den Fall, dass ich Lust habe, in den Sportclub zu gehen, und ich kann Ihnen versichern, dass sie sauber sind.« Er klopfte sich auf den nicht gerade sportlich gestählten Bauch. »Ich ziehe sie nicht so oft an, wie ich sollte. Natürlich werden die Sachen Ihnen nicht besonders gut passen, aber ich wusste nicht ...« Er sah mich von oben bis unten an, doch auf eine Art, die man wirklich nicht anzüglich nennen konnte. Wenn das der Fall gewesen wäre, dann hätte ich wenigstens gewusst, woran ich war.

»Größe sechsunddreißig?«, fragte er.

Ich nickte, weil mir keine andere Antwort einfiel.

Sein Gesicht hellte sich auf. »Das werde ich mir merken. Aber im Moment ist dies das Beste, was ich Ihnen anbieten kann. Würden Sie die Sachen einstweilen annehmen, zusammen mit meiner Entschuldigung? Sie können sie im Umkleideraum anziehen, gleich hier entlang, wenn ich Sie bitten dürfte.«

Ich zögerte. Normalerweise nahm ich keine Gefallen von Fremden an. Aber dann sah ich meine blau gefrorenen Finger und beschloss, dieses eine Mal eine Ausnahme zu machen. Ich folgte ihm durch die Halle, dann durch eine große Doppeltür und ein elegantes Büro, bis wir den Raum erreicht hatten, den er als Umkleideraum bezeichnet hatte.

Er legte einen Stapel Handtücher zurecht und ging hinaus, wobei er die Tür hinter sich schloss.

Der Umkleideraum war von einem normalen Badezimmer ungefähr so weit entfernt wie das Tadsch Mahal von einer Dorfkapelle. Ich wäre mit Vergnügen hier eingezogen und hätte den Rest meines Lebens hier gewohnt. Der Raum war genauso elegant ausgestattet wie die Eingangshalle und mehr als groß genug, um alle meine Besitztümer aufzunehmen. So etwas hatte ich noch nie gesehen: eine Duschkabine und eine Badewanne mit Whirlpool in grauem Marmor, jede Menge Schrankraum, ein Liegesessel aus Leder, ein Massagetisch, mannshohe Spiegel, Telefon, Stereoanlage, Fernseher mit Videoanlage – einfach alles. Aber am schönsten war der Teppich: Er war so dick, dass sich meine Zehen fast darin verloren. Ich nahm mir Zeit mit dem Umziehen. Ich genoss es, in dieser Umgebung zu sein, die offensichtlich nicht nur dem körperlichen Wohlbefinden diente, sondern auch dem seelischen. Als ich fertig war, ging ich auf Zehenspitzen ins Büro zurück.

Mein Gastgeber saß auf der Schreibtischkante. Als er mich sah, sprang er herunter.

»Socken«, sagte er.

»Wie bitte?«

»Socken – ich habe trockene Socken vergessen. Hier, nehmen Sie diese und geben Sie mir Ihre nassen Sachen. Ich bin gleich zurück.« Wir tauschten, und er verschwand abermals. Der Mann war ein lebender Zaubertrick – gerade war er noch da, im nächsten Moment weg.

Ich zog die Socken an und ging noch einmal in den Umkleideraum, um mein Ensemble zu betrachten. Es war ungefähr, wie ich es erwartet hatte, wenn man bedenkt, dass der Besitzer der Sachen fast zehn Zentimeter größer und um einiges schwerer war als ich. Die Trainingshose war geräumig genug für zwei von meiner Größe, das Sweatshirt mit dem Wappen von Harvard reichte mir bis

über den Po, und die Fersen der Socken befanden sich irgendwo oberhalb meiner Knöchel. Meine kurzen dunklen Locken kräuselten sich, während die Haare allmählich trockneten, und vervollständigten das Bild. Nicht schlecht, falls man auf den Typ »Armes Waisenkind« stand.

»Fühlen Sie sich besser?«, fragte die inzwischen vertraute Stimme. Vor Schreck sprang ich auf. Mein Gastgeber sah durch die offene Tür herein.

»Ja, vielen Dank«, antwortete ich. »Ich bin wirklich sehr froh über die trockenen Sachen, aber ... könnten Sie mir vielleicht sagen, wer Sie sind?«

»Hoppla! Das tut mir wirklich Leid, aber Sie sahen so verdammt erfroren und unglücklich aus, dass ich dachte, das Vorstellen könnte warten.« Er lachte leise. »Ich wette, Sie haben mich für den Butler gehalten ...« Sein Lachen ging in ein Husten über, als er mein Gesicht sah, das ihm deutlich zeigte, dass ich nicht die leiseste Ahnung hatte, was ich denken sollte.

»Ich bin Bill Willis«, sagte er schnell. »Nicht William, das ist mein Vater. Wir sind Partner dieser Firma. Hätten Sie etwas dagegen, wenn ich Sie Lori nenne?«

»Nein«, sagte ich.

»Großartig«, sagte er. »Wunderbar. Ich kann Ihnen kaum sagen, wie froh ... Aber bitte, kommen Sie in das Büro nebenan und setzen Sie sich und trinken Sie Ihren Tee. Ich habe Vater Bescheid gesagt, dass Sie hier sind, und er wird gleich kommen. Er freut sich ebenfalls sehr, dass Sie den Weg zu uns gefunden haben. Wir waren beide so gespannt, Sie kennen zu lernen, Sie können es sich kaum vorstellen.« Dieser unerwartete Ausbruch von Begeisterung schwappte wie eine Welle über mich. Ich muss etwas geschwankt haben, denn er war sofort an meiner Seite.

»Alles in Ordnung?«, fragte er.

»Mir geht's gut«, sagte ich und wartete, dass der Raum aufhörte, sich zu drehen. Das war schon ein paar Mal

vorgekommen, wenn ich nichts gegessen hatte, aber es war peinlich, dass es mir ausgerechnet jetzt wieder passieren musste, vor diesem reichen Rechtsanwalt und Harvard-Absolventen. Sehr aufrecht ging ich an ihm vorbei in den Büroraum nebenan und setzte mich in einen der beiden hohen Ledersessel, die vor dem Schreibtisch standen. »Mir geht es ... sehr gut.«

»Wenn Sie meinen«, sagte er zweifelnd, indem er an den Schreibtisch trat, wo ein silbernes Teeservice stand. Er goss Tee in eine Tasse und brachte sie mir. »Vielleicht sollte ich auch etwas zu essen bestellen.« Er griff nach dem Telefon, aber ich hob abwehrend die Hand.

»Bitte, nicht meinetwegen«, sagte ich in dem Versuch, einen letzten Rest Selbstrespekt zu wahren. »Es ist wirklich nicht nötig. Ich sagte doch, mir geht es gut. Wirklich.«

Nachdenklich strich er sich über den Bart, dann nickte er kurz. »Okay. Ganz wie Sie wünschen. Aber dann trinken Sie wenigstens den Tee. Mein Vater soll nicht denken, dass ich unhöflich gewesen bin, er muss jeden Moment hier sein.«

Das Allheilmittel tat, wie immer, seine Wirkung, und als William Willis senior ins Zimmer trat, war ich imstande, ihm fast gelassen entgegenzusehen. Es war schwer, sich vorzustellen, dass er mit Bill verwandt war. Ein schmächtiger, glatt rasierter Mann Anfang sechzig, mit hoher Stirn und kühn geschwungener Nase, in makellosem dunklem Anzug mit Weste. Nicht nur zog sich Willis senior besser an als sein Sohn, es gab noch einen Unterschied. Denn während Bill seit dem Augenblick, an dem ich über die Schwelle gestolpert war, mich mit Freundlichkeit überschüttet hatte, benahm sich sein Vater so formell, als wäre er gerade einem Benimmbuch entstiegen. Es schien, als wisse er genau, wie viel Kraft, in Pfund pro Quadratcentimeter, sein Händedruck nicht nur bei diesem,